

CHRISTINE EICHEL

**DER
CORONA-EFFEKT**

**ZWISCHEN SHUTDOWN UND NEUBEGINN:
WAS WIR JETZT ÜBER UNS LERNEN KÖNNEN**

Achtung: Dieser Leseprobe fehlt der letzte Korrekturlauf. Bitte nicht über fehlende Kommas und kleine Tippfehler wundern.

Harper
Collins

1. Auflage: August 2020

Originalausgabe

© 2020 by HarperCollins

in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Umschlaggestaltung: Kuzin & Kolling, Hamburg

Lektorat: Judith Schneiberg

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.

ISBN 978-374990-093-0

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf Facebook!

INHALT

Ausgebremst: Und plötzlich war alles anders	7
1 Gefangen daheim: Die unfreiwillige Wiederentdeckung der Privatheit	13
2 Hamstern, drängeln, denunzieren: Das hässliche Gesicht der Krise	28
3 So fern und doch so nah: Freundschaft und Solidarität in Zeiten von Corona	41
4 Apocalypse now: Angstlust, ein berauschendes Gefühl	53
5 Im Selbstbestrafungsmodus: Wie unser Lebensstil entzaubert wurde	63
6 Ruhestörung unerwünscht: Die Renaissance des bürgerlichen Gehorsams	74
7 Zwischen Mythos und Diskurs: Die Stunde der Verschwörungstheoretiker	92
8 Lernprozesse mit ungewissem Ausgang: Nichts bleibt, wie es nie war?	107

AUSGEBREMST: UND PLÖTZLICH WAR ALLES ANDERS

Als ich kurz vor Ostern von einem Spaziergang zurückkehrte, lag vor meiner Wohnungstür ein Blumenstrauß. Darin steckte eine Karte mit den Zeilen: »Liebe Christine, es heißt Freundschaft, weil man mit Freunden alles schafft.« Ich war gerührt. Den Strauß hatte mir ein Freund geschickt, und ja, wir mögen einander sehr. Dennoch hätte ich niemals mit diesem Zeichen der Wertschätzung gerechnet, in dem auch ein Versprechen lag: Mach dir keine Sorgen, diese Zeit werden wir gemeinsam überstehen – räumlich getrennt, aber innig verbunden. Vielleicht, so überlegte ich, hat diese entsetzliche Corona-Krise ja auch ihr Gutes? Dass wir uns wieder auf das Wesentliche besinnen? Aber was ist das eigentlich, das Wesentliche?

*

Im März 2020 geschah das vormals Udenkbare: Plötzlich stand unser Land still. Runterfahren hieß die Parole, gesellschaftlich, wirtschaftlich, privat. Mit allen Mitteln sollte die Ausbreitung des hochgefährlichen Virus SARS-CoV-2 verhindert werden, das anderswo bereits Tausende Menschenleben gekostet hatte. Es war eine historische Entscheidung. Um im Bild der Seuche zu bleiben, hatten die politisch Verantwort-

lichen die Wahl zwischen Pest und Cholera – entweder Leben zu retten oder aber ein ganzes Volk in den Ausnahmezustand zu stürzen, mit unabsehbaren ökonomischen, sozialen, psychischen Nebenwirkungen.

Man entschied sich für den Shutdown. Neue Begriffe mussten verinnerlicht werden: Kontaktsperre, Besuchsverbot, Social Distancing. Bald kamen weitere Begriffe hinzu: Reproduktionsrate, FFP-Masken, Superspreader. Wenngleich die diktierte Entschleunigung gesundheitspolitisch notwendig schien, schockierte sie auch. Gut möglich, dass dieser rigorose Shutdown das Virus besiegen würde; aber es gibt Siege, die von Niederlagen begleitet werden. Ungeklärt blieb vorerst die Frage, welche Folgen der Shutdown nach sich ziehen würde. Was bedeutete er für Millionen existenzgefährdeter Menschen, welche Auswirkung würden die Beschränkungen auf die seelische Gesundheit haben?

Mindestens so verstörend wie solche Fragen war die Krise in den Köpfen. Sie erzeugte einen kollektiven Reflexionsdruck: Was ist wirklich wichtig? Wer bin ich, wenn ich keine Freunde mehr treffe, wenn Bespaßungen wie Partys, Klubs, Sport, Fußballspiele, Konzerte, Theater, Vereinsleben wegfallen? Was bleibt von mir übrig, wenn ich in finanzielle Turbulenzen gerate? Habe ich mich womöglich nur über das Außen definiert? Und, nicht weniger dramatisch: Falls ich tödlich erkrankte – muss ich mir dann vorwerfen, mein bisheriges Leben verschwendet zu haben, in der frohgemuten Illusion, steinalt zu werden?

Zivilisationsmüde Aussteiger gingen von jeher ins Kloster oder durchwanderten menschenleere Landschaften, um sich derartigen Sinnfragen zu stellen. Jetzt waren wir alle dran. Un-

freiwillig und zumeist ungeübt in derlei Überlegungen. Stille kann ohrenbetäubend laut sein, geschenkte Zeit zur Leere werden; oder man füllt sie mit neuen Gedanken, im Windschatten von Ängsten und Zweifeln.

Angesichts der Frage nach dem Sinn des Seins wies der Philosoph Martin Heidegger auf die erkenntnisfördernde Funktion der Angst hin. Wenn gewohnte Bezugsgrößen wegfielen und die Dinge ihre Bedeutung verlören, seien wir auf uns selbst zurückgeworfen. Dafür braucht es allerdings starke Nerven. Nichts weniger war gefragt als ein Speed Dating mit uns selbst: Binnen kürzester Zeit mussten wir uns in der Selbstisolation genauer kennen und – im besten Fall – mögen lernen.

Die erzwungene Einkehr führte zu einer rasant schnellen Verengung des Blickwinkels. Es war interessant zu beobachten wie rasch all die heftig geführten Diskussionen über Klimawandel, Migrationspolitik, Transgendertoiletten und Mindestabstandsregeln für Windräder verstummten. Als sei im Angesicht des Virus unsere Debattenkultur nur noch ein Ornament der von sich selbst ablenkenden Gesellschaft.

Gleichzeitig verblasste der Traum des Höher, Schneller, Weiter eines entgrenzten Lebensstils. Wir setzten die Masken auf. Und demaskierten vieles, was wir bis dato für unverzichtbar hielten – Shoppen, Essengehen, Reisen, Konsumieren bis ohne Limit. Als sei die Pandemie ein überfälliger Test; als hätten wir einen apokalyptisch angeschärften Weckruf gebraucht, um darüber nachzudenken, wo eigentlich wir stehen und wohin wir wollen.

Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass diese Herausforderung kein Sprint war, sondern ein Marathon werden könnte. Sehr wahrscheinlich befinden wir uns am Vorabend eines Epochen-

sprungs. Man mag zwar darüber streiten, ob die mentalen Folgen der Krise nur ein Strohfeuer sind oder einen dauerhaften Erkenntnisgewinn nach sich ziehen werden; doch Virologen warnen bereits, Corona sei nur eine Generalprobe gewesen. Schaudernd blicken wir in den Abgrund weiterer tödlicher Pandemien. Der französische Philosoph Jean-Luc Nancy meint gar, in einer restlos vernetzten Welt werde die Ausnahme zur Regel, und resümiert: »Eine ganze Zivilisation ist infrage gestellt.« Das macht etwas mit uns. Krisen folgen einer eigenen Logik. Sie tragen die Aufforderung einer Läuterung in sich, frei nach Rilke: Du musst dein Leben ändern!

Lange waren wir ein Vollkaskovolk, das zwar die *German angst* erfunden hatte, aber auch die Vorstellung, wir seien gegen existenzielle Bedrohungen weithin abgesichert: durch den Sozialstaat, das Gesundheitssystem, die ordnungspolitischen Rahmenbedingungen. Überspitzt gesagt bestand für viele das größte Risiko des Alltags darin, mit 3 Prozent Handy-Akku aus dem Haus zu gehen. Nun überholte die Wirklichkeit jegliche Sicherheitsgewissheit. Die neue Meta-Erzählung trug den Namen Untergang, und nicht von ungefähr kam die Rede vom großen Change auf. Eine Nichts-wird-sein-wie-vorher-Vision geisterte durch die Köpfe. Sicher, das herbeigesehnte Ende des Shutdowns entsprang primär dem Wunsch, endlich in die Normalität zurückzukehren; zugleich regte sich aber auch die Sehnsucht nach einer neuen Stunde null: alles auf Anfang, mit den Lernprozessen der Krise gewappnet.

Aber was haben wir überhaupt gelernt? War die Corona-Krise nur ein kurzes Intermezzo, einem alpträumenhaften Wachkoma gleich, oder eine Sinnbeschaffungsmaßnahme für eine bessere Zukunft? Welche Konsequenzen ergeben sich für un-

sere politische Landschaft, für Gesellschaft, Arbeitswelt und nicht zuletzt für uns ganz privat?

Solchen Fragen geht dieses Buch nach. Es schildert Erfahrungen, die wir alle in den letzten Monaten gemacht haben. Die Ängste und die Absurditäten, die beklemmenden Erlebnisse wie die positiven Überraschungen; unsere Furcht vor Krankheit, Tod und Existenzverlust ebenso wie die kuriosen Begleiterscheinungen des nationalen Notstands. Entziehen konnte sich niemand. Wir alle mussten uns auf einmal in einem Koordinatensystem verorten, dessen Achsen ein ungewohnt paternalistischer Staat vorzeichnete. Daher kommen wir nicht umhin, unsere Definition so basaler Begriffe wie Freiheit, Mündigkeit, Meinungsfreiheit und Zukunftsfähigkeit zu überprüfen.

Schon jetzt kann man feststellen: Die Corona-Krise war und ist eine mentale Provokation für alle, die an die defensive Kraft der Normalität und an die Verheißungen des *Weiter so* glaubten. Es war dem First-Night-Effekt aus der Schlafforschung vergleichbar: Wenn wir zum ersten Mal an einem ungewohnten Ort übernachten, nehmen wir uns selbst und unsere Umgebung überdeutlich wahr. Dabei erodieren einige Gewissheiten. Auch im Vergrößerungsspiegel der Krise erlebten wir uns anders als erwartet, vom Hamstern bis zum Gehorsam, vom seelischen Lockdown bis zum kritischen Blick auf unseren Lebensstil. Wer weiß, vielleicht werden wir das Jahr 2020 dereinst als einen Wendepunkt betrachten, an dem wir den Imperativ des Orakels von Delphi neu beherzigen mussten: *Erkenne dich selbst.*

1

GEFANGEN DAHEIM: DIE UNFREIWILLIGE WIEDERENTDECKUNG DER PRIVATHEIT

Ende März 2020 entdeckte ich eine Karikatur auf Instagram. Kein Geringerer als Superman sitzt daheim im Sessel, gewohnt schneidig im engen blauen Trikot, allerdings ungewöhnlich entspannt. Neben ihm steht eine sichtlich erzürnte Frau und herrscht ihn an: »Tust du denn gar nichts, um das Coronavirus zu bekämpfen?« Superman, der eine Zeitung mit der »Stay home«-Schlagzeile in der Hand hält, erwidert lässig: »Das tue ich doch gerade.«

*

Die Zeichnung war ein Werk des indischen Illustrators Nithin Suren. Geteilt hatte sie Smriti Irani, Ministerin für Textilwirtschaft und Ex-Bildungsministerin Indiens. Mit dem augenzwinkernden Cartoon wollte sie ihre Landsleute ermahnen, den Lockdown zu befolgen. Auch die Polizei von Mumbai teilte den Cartoon, und nun war der Erfolg nicht mehr aufzuhalten. Das Bild des untätigen Superman ging viral – ein Begriff übrigens, der uns in Corona-Zeiten nicht mehr ganz so glatt über die Lippen geht, und die Botschaft wurde interna-

tional verstanden: In diesen außergewöhnlichen Zeiten muss selbst Superman zu Hause rumsitzen, wenn er die Welt retten will. Also bleibt gefälligst daheim.

Es war ein smart erzählter Paradigmenwechsel. Unsere Vorstellung von Heldentum ist das mutige Eingreifen: Zivilcourage beweisen, sich aktiv für andere einsetzen, Kinder aus brennenden Häusern retten. Nun wurde Passivität zum Gebot der Stunde. Gleichwohl war die Rede davon, wir befänden uns im Krieg. Die Kampfmetapher klang einfach besser als das, was die meisten erlebten – die von der Regierung befohlene Desertation aus dem öffentlichen Leben in die schützende Hülle des Zuhauses. Eine passive Kriegsführung sozusagen, ohne Uniform, dafür im Jogginganzug; abwarten, stillhalten und nur vor die Tür gehen, wenn es wirklich notwendig ist.

Das war neu. Neben den vielen sichtbaren Helden, die weiterhin für andere da waren – Ärztinnen und Ärzte, Pflegekräfte, Supermarktmitarbeiter, gab es plötzlich Millionen unsichtbarer Helden. Ihr Heroismus bestand schlicht darin, in Pyjamas und Pullovern daheim auszuharren. Eigenartig wirkte das insofern, als auf einmal die Couchpotatoe zum Leitbild aufstieg. Der Stubenhocker, lange als spießig belächelt, weil er sich den Lustbarkeiten der Spaßgesellschaft draußen verweigert, wurde notgedrungen zum neuen Ideal. So wie auch das Nichtstun, das in unserer Sprache immer ein bisschen nach Nichtsnutz klingt. Faulheit hat einen traditionell schlechten Ruf, zumal in Deutschland mit seinem hohen Arbeitsethos und der sprichwörtlichen teutonischen Tüchtigkeit. Fleiß und Selbstoptimierung waren oberstes Gebot – bis der Shutdown kam. Da war auf einmal Chillen erlaubt, nein, gefordert.

Immerhin, für notorisch umtriebige Naturen gewährten selbst die Einschränkungen des Shutdowns genügend Raum für Betätigungen aller Art. Sie misteten erst mal aus, was vor den Recyclinghöfen zu Staus mit stundenlangen Wartezeiten führte. Danach wurde renoviert, und nun bildeten sich die Schlangen vor den Baumärkten. Wenn das Zuhause schon zum Gefängnis wurde, dann wenigstens mit frisch gestrichenen Gitterstäben. Auch Balkon und Garten bedurften der Nestpflege, und da die Gartencenter geöffnet blieben, drängelten sich hier ebenfalls diejenigen, die es sich erst mal so richtig schön machen wollten. Das Marketing stimmte jedenfalls. »Zuhause ist, was Ihr daraus macht«, warb ein Baumarkt. Sehr sinnig.

Doch irgendwann waren alle Dachböden entrümpelt, alle Wände neu tapeziert, alle Stiefmütterchen gepflanzt. Daraufhin setzte das große Ausatmen ein. Einfach nur dasitzen – so wie es Loriot in seinem grandiosen Sketchklassiker parodiert hat. Eine ganze Nation fiel in den Dornröschenschlaf. Zwischen Kiel und Konstanz herrschte Friedhofsruhe, die Straßen leer gefegt, die Plätze verwaist, Theater, Kinos, Fußballstadien geschlossen. Es war ein nie da gewesenes Experiment mit 83 Millionen Probanden. Keine Kita, keine Schule, kein Erscheinen am Arbeitsplatz. Im Gegenzug Homeoffice und Homeschooling, Tätigkeiten also, für die wir nicht mal griffige Worte hatten, weshalb wir uns mit Anglizismen behelfen mussten.

Die eigenen vier Wände wurden zum Bollwerk gegen die gefährliche virenverseuchte Welt da draußen. My home is my castle. Home sweet home. Das geschah bekanntlich nicht freiwillig. Die Kollateralschäden ließen daher auch nicht lange auf

sich warten. Eher harmlos wirkte noch die Erstverwahrlosung. Da die gewohnten Strukturen und Rhythmen fehlten, vergaß mancher zu duschen und lümmelte tagelang in denselben Klammotten auf dem Sofa herum.

Danach zeigte sich, wer Krisenkompetenzen besaß. Unverwüstliche Lebenskünstler erlebten die drangvolle Enge des Familienlebens als unverhofftes Glück, weniger Anpassungsfähige als Zerreißprobe. Verzweifelte Mütter erlagen Weinkrämpfen, weil sie die Rolle rückwärts antreten mussten: Kinder, Küche, Hausaufgaben, während der Gatte Computerspiele daddelte oder zum Netflix-Junkie mutierte. Eine Studie der Potsdamer Sozialwissenschaftlerin Lena Hipp ergab, dass Frauen weit mehr unter der Krise litten als Männer, weil ihnen nun noch mehr Verantwortung zugeschoben wurde – als hätte es nie eine Emanzipation mit fairer Aufgabenteilung gegeben. Die Mehrfachbelastung aus Haushalt, Kinderbespaßung, Homeoffice und Service für den Gatten verschärfte sich durch den Shutdown.

Ohnehin offenbarte das Homeoffice einige Tücken. Wie sollte man sich auf die Arbeit konzentrieren, wenn Kinder ihrem Bewegungsdrang nun zu Hause nachgaben, der Partner tausend Fragen stellte und das World Wide Web zu allerlei Ablenkungen verführte? Wie sich selbst eine Struktur geben, wie psychisch überleben, wenn die Struktur von außen wegfällt? Erste Symptome einer Lockdown-Tristesse machten sich breit. Eine ganze Nation saß auf der Couch, buchstäblich und metaphorisch. Therapievorschläge kamen unter anderem vom Philosophen Slavoj Žižek. Als Survival-Maßnahmen empfahl er Sitcoms mit Konservengelächter, düstere isländische Krimiserien sowie die Kultivierung kleiner Rituale und Marotten, um

den dysfunktionalen Alltag zu stabilisieren und den seelischen Zusammenbruch zu verhindern.

Zwischenmenschliche Konflikte waren dennoch unvermeidbar. Viele Paare, die es glänzend geschafft hatten, einander durch getrennte Aktivitäten aus dem Wege zu gehen, erlebten die Krise als Crashtest. Liebesbeziehungen klappen halt besser, wenn man sich auch privat gut versteht, und Letzteres ist bei Weitem nicht die Regel. Erfahrungsgemäß trennen sich Paare am häufigsten nach dem gemeinsamen Urlaub oder nach den emotional hochentzündlichen Weihnachtstagen. Nun kamen die Sollbruchstellen durch die zweiseitige Isolation ans Licht. Falsche Nähe reizt zur Bosheit, wusste bereits Adorno, und mit Sartre könnte man hinzufügen: Die Hölle, das sind die anderen.

Aber auch Singles traf es hart, ganz gleich, ob jung oder alt. Vielen fiel die Decke auf den Kopf, das selbstbestimmte Alleinleben wurde zur Einzelhaft. Es gab ja kaum mehr Gelegenheit, jemanden physisch kennenzulernen. Die Regeln waren eindeutig: Wenn überhaupt, durften sich nur Personen treffen, die im selben Haushalt lebten; Spazierengehen war mit maximal einer Person aus einem anderen Haushalt erlaubt. Als dann auch noch klar wurde, dass die Risikogruppe der älteren Generation eines besonderen Schutzes bedurfte, schlossen sich die Pforten der Seniorenresidenzen und Pflegeheime. Unzählige alte Menschen litten unter dem Kontaktverbot. Viele verstanden es nicht einmal, weil sie aufgrund beginnender Demenz die Zusammenhänge nicht erfassten und davon ausgehen mussten, dass ihre Angehörigen sie einfach vergessen hatten. Man kann sich diese verzweifelte Einsamkeit gar nicht peinigend genug vorstellen.

Doch ob Singles, Paare oder Familien, sie alle traf der soziale Lockdown unvorbereitet. Wer noch irgend die Energie dazu aufbrachte, nahm die häusliche Gefangenschaft zum Anlass, sich selbst und seinen Liebsten wieder mehr Beachtung zu schenken. Die implizite Aufforderung des Innehaltens trieb teils kuriose Blüten. So jubelte eine BILD-Schlagzeile: »Ohne Kids in der Schule guckte Papa keine Pornos mehr.« In derselben Ausgabe, am Karfreitag 2020, präsentierte das Blatt »5 Gründe, jetzt zu masturbieren«. Das wirkte grotesk, ja absurd, trug aber der Tatsache Rechnung, dass das Privatleben bis in die intimsten Zonen hinein neu erforscht und neu gestaltet werden musste. Ganz Gewitzte luden sich Videoschleifen von südlichen Stränden auf den heimischen Fernseher und setzten sich mit Drink und Bademantel davor. Kreuzfahrtfeeling in Zeiten von Corona, der digitale Eskapismus machte es möglich.

So mancher fiel aber auch ins Nichts. Und da das Nichts ein Loch hat, durch das die Langeweile hereinströmt, mussten Ablenkungen her. Entsprechend hatten die digital gestützten Gesellschaftsspiele Hochkonjunktur. Zu den ohnehin zahlreichen Challenges in den Social Media gesellten sich nun unzählige Corona-Challenges. Sieben Tage lang jeweils das Cover eines Buchs posten, das zur eigenen Menschwerdung beigetragen hat. Sieben Tierfotos posten, unter dem Motto: Wer denkt, man könnte Glück nicht anfassen, hat noch nie eine Katze gestreichelt. Sodann folgten die wichtigsten LP(!)-Cover, Kinderfotos, Musikstücke, Kunstwerke. Es waren Lehrstücke einer ostentativen Selbstvergewisserung: Seht her, man kann mir die soziale Matrix des Alltags nehmen, nicht aber meine kulturelle Identität.

Natürlich gab es auch wesentlich handfestere Challenges für die eigenen vier Wände. Fitnessstudiogänger auf Entzug träufelten Spülmittel auf den Küchenboden, klammerten sich an die Arbeitsplatte und simulierten einen Laufband-Walk auf den glitschigen Kacheln. Es gab akrobatische Turnereien im Wohnzimmer zu sehen, Flicflacs im Flur, Hanteltraining mit Wasserflaschen. Tüftler bastelten Fantasiewesen aus Nudelpackungen und Toilettenpapierrollen, den ikonischen Mangelwaren der Krise, Sportliche spielten Klorollen-Fußball. Sogar Food porn, ein halb vergessenes Genre, nahm wieder zu. Selbst Menschen, die sonst mit klugen Sentenzen oder Bildern von kulturell wertvollen Bildungsstätten aufwarteten, posteten nun Fotos von komplizierten Pastagerichten und selbstgebackenem Kuchen. Bereits kurz nach dem Shutdown war neben Nudeln, Toilettenpapier und Desinfektionsmitteln auch Hefe ausverkauft.

Eine seltsame Lagerfeuerromantik wehte durchs Land. So wie halbwüchsige Pfadfinder lernen, mit einfachsten Mitteln in der Wildnis zu überleben, entdeckte man jetzt die Lust an der Improvisation. Und schnell wurde offenbar: Konsum sediert, Mangel inspiriert. Die Corona-Lifehacks ließen nicht lange auf sich warten. Bald kursierten Anleitungen im Netz, wie man clever durch die Krise kommt. Etwa mit dem »Wuhan-Türöffner«; mittels Feuerzeug, Inbusschlüssel und Klebeband entstand ein Tool, mit dem man berührungsfrei Türgriffe herunterdrücken, Fahrstuhlknöpfe antippen und bei der Kartenzahlung die PIN eingeben konnte. Mund-Nasen-Masken, anfangs schwer zu bekommen, wurden aus BHs geschneidert oder aus Kaffeefiltern und Gummiband gebastelt. Eine ganze Nation erlag dem Sog, dem Mangel ein Schnippchen zu schlagen. Maske vergessen?

Kein Problem. Einfach den Kapuzenpulli verkehrt herum an – und die Kapuze übers Gesicht ziehen.

Man mag das alles infantil nennen, geschmacklos, ja, zynisch angesichts der vielen Todesopfer. Letztlich waren es Bewältigungsstrategien. Man könne die Menschen besser nach dem beurteilen, was sie verschweigen, als nach dem, was sie sagen, schrieb Martin Walser einmal. In diesen Kontext gehören auch die Übersprungshandlungen der Corona-Challenges: augenzwinkernd über das hinwegtäuzeln, was ängstigt, statt vor der Panik kapitulieren.

Zu dieser Art der Bewältigung hätte auch offensiver Humor gehören können. Schließlich ist Ironie die Exitstrategie der Verzweifelten oder, wie Herbert Marcuse sagte, der Trost der Ohnmächtigen. Wenn nichts mehr geht, geht immer noch Galgenhumor. Aber war es gestattet, über ein tödliches Virus zu lachen? Über die »unerträgliche Leichtigkeit des Keims« oder über die Parole »Grenzen dicht, Regale leer, willkommen in der DDR«? Gemessen an der Einzigartigkeit der Situation gab es auffallend wenige Corona-Witze. Kein Wunder. Denn als die ersten Zeugnisse schwarzen Humors auf Facebook auftauchten, fegten ihnen Shitstorms entgegen. Auch Comedians wurden von Kritikern wie Publikum gemäßregelt, als sie dem Grauen Gags abrangen. »Komiker in der Krise« schlagzeilte die *Westfalenpost*, weil Dieter Nuhr und andere Kollegen seiner Zunft mit ihren abgründigen Pointen aneckten. Gelacht wurde trotzdem, aber mit schlechtem Gewissen.

Wie entlastend das Lachen gerade in belastenden Zeiten sein kann, betonte immerhin Viktor E. Frankl, der die Hölle der Konzentrationslager überlebte: »Auch der Humor ist eine Waffe der Seele im Kampf um die Selbsterhaltung.« Als akzep-

tabel gingen nun die ernst gemäßigten Varianten durch. Etwa eine coronagerechte Version des berühmten Hopper-Gemäldes *Nighthawks*, mit einem Sensenmann als einzigem Gast an der Theke. Doch sobald der Humor zum Jux wurde, regte sich Unmut.

Das erlebten unter anderem die Spaßmacher des RBB-Senders Radioeins, die sich an Parodien ikonischer Hits versuchten. So wurde aus dem Rolling-Stones-Klassiker »I can't get no satisfaction« der Song zur Seuche: »I can't get no disinfection«. Ungehörig, fand die Mehrheit der Hörer. Wir Deutschen unterscheiden eben als einzige Nation zwischen E-Musik und U-Musik. Und der Soundtrack zur Krise, sei es nun Musik oder Humor, sollte E wie ernst sein. Raffinierter verfahren da schon die Moderatoren des Münchner Radiosenders Rock Antenne. Es war ja alles schon da und musste nur noch abgespielt werden: sei es »Virus« von Iron Maiden, »Infected« von Bad Religion oder R.E.M.s »It's the end of the world«. Lange schon hatte die Popmusik Weltschmerz und Weltuntergangsstimmung als Mittel zur suggestiven Auratisierung entdeckt, nun konnte man sich aus diesem großen Fundus bedienen.

Jenseits von Scherz, Satire und allerlei Schabernack kristallisierte sich bald heraus, dass das Virus zwar alle bedrohte, der Shutdown die Menschen jedoch klassenspezifisch traf. Vor dem Virus sind alle gleich, könnte man meinen; es kennt keine Landesgrenzen, keine Klassenunterschiede, keine Milieus, keine Privilegien. Zwar ist es gefährlicher für alte und durch Krankheiten geschwächte Menschen, gesellschaftliche Unterschiede sind jedoch weitgehend nivelliert.

Ganz so gleich sind wir dann aber auch wieder nicht. Wer in geräumigen Altbauwohnungen residierte oder sich zumindest

in der bildungsbürgerlichen Sphäre zu Hause wusste, konnte die Chancen der *splendid isolation* preisen: endlich mal die Bücher zur Hand nehmen, die sich ungelesen auf dem Schreibtisch stapelten, endlich mal innehalten und zu sich selbst finden. Das betraf all jene, die Stefan Zweig einst folgendermaßen charakterisiert hatte: »Wir, deren geistige Kultur Lebensleidenschaft ist, wir, die wir uns niemals langweilen, denen jeder Tag zu kurz wird um sechs Stunden, wir, die wir keine Totschlagapparate brauchen für die Zeit und keine Amüsiermaschinen, weder Tanz noch Kino.«

Wer mit einer fünfköpfigen Familie in zweieinhalb Zimmern hockte und weder die Freuden guter Bücher noch die kontemplativen Wonnen des Rückzugs genoss, litt schon kurz nach dem Shutdown unter massivem Lagerkoller. Wir alle waren aufs Private zurückgeworfen, doch in vielen Familien gab es kaum noch private Freiräume. Allein zu zweit, zu dritt, zu viert – das kann anstrengend werden, wenn weder eine geräumige Wohnung noch ein Garten für eine stressfreie Umverteilung der Zwangsgemeinschaft sorgt. Wenn der Fernseher rund um die Uhr läuft, wenn ein ohnehin perspektivloses Leben um eine Perspektive ärmer geworden ist und das Gefühl des Abhängtseins weiter wächst, wird es in jeder Hinsicht eng.

Das Homeschooling offenbarte ebenfalls gesellschaftliche Gräben. In bürgerlichen Milieus konnte man einst erlerntes Schulwissen reaktivieren, in bildungsfernen Familien sahen sich Eltern oft mit unlösbaren Aufgaben konfrontiert. Digitales Lernen scheiterte häufig schon daran, dass es keinen Internetzugang, geschweige denn Tablets, Laptops oder Drucker gab, um Arbeitsblätter downzuloaden und auszudrucken. Häusliche Bildung, eine gern beschworene Kategorie konser-

vativer Kreise, ist eben nur dort möglich, wo die Voraussetzungen dafür existieren.

Parallel zeigte sich, dass die bürgerliche Mitte gerade in Krisenzeiten über unschätzbare Ressourcen fürs Stressmanagement verfügt. Die einen schrieben Tagebuch oder spielten wieder Mensch-ärgere-dich-nicht mit ihrer Familie, andere backten erstmals Brot oder musizierten daheim vor der Handkamera, um ihre Community aufzumuntern. Ein fast biedermeierliches Lebensgefühl der Innerlichkeit stellte sich ein. Insbesondere in Akademikerkreisen konnte man sich schnell mit der Situation anfreunden, denn auch die passende Lektüre war rasch zur Hand. Ausdehnungslose Gegenwart nannte Thomas Mann die ruhiggestellte Zeit. Sein *Zauberberg* avancierte denn auch zum Roman zur Krise. In der Geschichte über die moribunden Patienten eines Lungensanatoriums werden nicht nur trefflich diverse Varianten des Hustens beschrieben, von trocken bis breiig, darin fällt auch der schöne Begriff von der Einerleiheit als Synonym der stillstehenden Zeit.

Solche Erfahrungen teilen wir mittlerweile alle, ob mit oder ohne Thomas Mann. Dass man nicht mehr wusste, welcher Wochentag war. Dass man mühevoll nach einer Struktur im uferlosen Meer der Zeit suchte. Dass die Verwechselbarkeit der Tage einsetzte, weil es keine Termine im Draußen gab, keine wöchentliche Chorprobe, keine rituellen Abende im Kegelerverein, keinen Zumbakurs.

Im nächsten Schritt setzte die demonstrative Lässigkeit ein. Stolz präsentierten sich Promis und Namenlose mit verwaschenen Jogginghosen und Notfrisur in den Social Media oder auf Zoom-Partys. Locker machen im Lockdown, hieß das unausgesprochene Motto. Die Atmosphäre wurde juvenil, sie

schwankte zwischen Hausarrest und Klassenfahrt. Auf einmal durfte man ungeniert durchhängen, statt sich immer nur stark, erfolgreich, tüchtig zu inszenieren. Schließlich saßen alle im selben Boot respektive zu Hause. Es mag eine illusionäre Egalität sein, wenn alle im gleichen Hoodie vor der Laptopkamera sitzen, der Politiker wie der Müllmann, die Friseurin wie die Opernsängerin. Dennoch veränderte sich die Wahrnehmung. Und die Haltung.

Das Lockermachen war auch ein stiller Protest gegen die Spielregeln der Leistungsgesellschaft. Der soziale Rang, der eng daran geknüpft ist, verlor stark an Bedeutung. Man führte sich nicht mehr vor. Niemand konnte mit erlesenen Restaurants, exklusiven Events oder exotischen Urlaubszielen prunken, um seinen gesellschaftlichen Status zu beweisen. Man war privat, vielleicht sogar Mensch, mit sämtlichen Fehlern und Brüchen.

Unvermutet freimütig beispielsweise reagierte der Klarinetist, Komponist und Dirigent Jörg Widmann auf den *NZZ*-Fragebogen zur Corona-Krise. »Arbeiten Sie noch – wenn ja, wo und wie?«, lautete eine Frage. Die ehrliche Antwort: »Nie hatte ich Zeit. Jetzt habe ich sie – und kann nichts mit ihr anfangen. Früher dachte ich immer, ich würde wohl eines Tages an einem Herzinfarkt sterben. Heute tippe ich eher auf Leberzirrhose.« Solche Sätze wirkten befreiend – keine Fassadenpflege mehr, dafür Mut zur Authentizität.

Auch andere begannen darüber nachzudenken, ob sie durch den Shutdown denn nun eigentlich Zeit verloren oder gewannen. Die verordnete Privatheit lähmte und sensibilisierte zugleich; vor allem relativierte sie das Streben nach Anerkennung durch Leistung. Mit der unfreiwilligen Wiederentdeckung der Privatheit ging häufig das Eingeständnis einher,

wie viel Lebenszeit bislang dem Ehrgeiz geopfert worden war, der Arbeit, der Sucht nach Bestätigung im Außen. Die Konsequenzen werden wir bald betrachten können. Gut möglich, dass künftig mehr Menschen in Teilzeit oder im Homeoffice arbeiten wollen und ihre gesamten Urlaubstage in Anspruch nehmen, statt Resturlaub vor sich herzuschieben und irgendwann verfallen zu lassen.

Ende April brachte eine Forsa-Umfrage erstes Licht ins Dunkel der Befindlichkeiten. Erstaunliche 75 Prozent der Befragten gaben an, sie empfänden die Zwangseinweisung in die eigenen vier Wände nicht oder nicht ernsthaft als belastend. Im Vertrauen darauf, dass der Sozialstaat die ökonomischen Risiken abfedern würde, traten auch noch keine größeren Existenzängste zutage. Und, das war durchaus überraschend: Die Erfahrung mit dem weithin noch ungewohnten Homeoffice wurde überwiegend als positiv empfunden.

Nach eher ruckeligen Anfängen, in denen erst einmal eine selbstbestimmte Struktur gefunden und Störungen ausgeblendet werden mussten, wünschten sich 77 Prozent von ihren Arbeitgebern mehr Angebote, von zu Hause aus zu arbeiten. Das betrifft vor allem die jüngere Generation, denn es sind laut Forsa vor allem die 18- bis 44-Jährigen, die lieber daheim arbeiten als im Büro. Wer übrigens glaubt, hier tue sich eine neue weibliche Domäne auf, weil Männer lieber raus ins feindliche Leben stürmen, der irrt. Das Fraunhofer-Institut ermittelte in der ersten Aprilwoche genderspezifische Zahlen zum Homeoffice: 85 Prozent der Männer gefiel das Arbeiten zu Hause, bei den Frauen lag die Zustimmung bei etwas geringeren 79 Prozent – vermutlich wegen des ihnen auferlegten Multitaskings.

Der oft beschworenen Life-Work-Balance haben sich hier

offenbar neue Optionen erschlossen. Für manchen scheint es einfach angenehmer zu sein, Leben und Arbeiten daheim ins rechte Verhältnis zu setzen. Obwohl einige misstrauische Chefs sogar Privatdetektive losschickten – darüber berichtete unter anderem die *Zeit* Mitte Mai –, um das Engagement der Daheimgebliebenen zu überprüfen, waren die Resultate durchweg positiv. Das Fraunhofer-Institut spricht denn auch von einem Innovationsschub. Viele Unternehmen hätten in Rekordzeit digitale Strukturen geschaffen, die noch vor wenigen Monaten unmöglich schienen. Twitter gehörte zu den ersten Unternehmen, die ihren Angestellten dauerhaftes Homeoffice auch nach dem Shutdown anboten. Sollte der Trend anhalten, wird ein neuer Führungsstil erforderlich sein. Mit teamorientierten Chefs, die ihre Mitarbeiter motivieren und einbinden, statt sie mit Kontrollsucht zu behelligen.

Die Konjunktur des Bastelns, Backens und Heimwerkens wird eine Flut selbst gemachter Weihnachtsgeschenke erzeugen, keine Frage. Aber der Shutdown wird uns auch verändert haben. Die Vorstellung, was Zusammenleben bedeutet, musste während der Corona-Krise neu entwickelt werden. Wie man sich zusammenrauft. Wie man Nähe aushält. Und dass man miteinander reden kann. Gewohnt an asynchrone Familienrhythmen, die durch Arbeitszeiten, Schule und Freizeitaktivitäten getaktet waren, galt es, eine neue Beziehungsqualität herzustellen. Nicht alle Paare, nicht alle Familien, nicht alle Kinder werden unbeschadet aus dieser Erfahrung hervorgehen. Schon jetzt weisen Psychologen auf den drohenden Anstieg von Depressionen und Suiziden hin. Erschwerend komme hinzu, dass Therapien ausgesetzt wurden, was die professionelle Begleitung psychisch labiler Menschen verhindert habe.

Im besten Falle wird man die Zeit des Shutdowns als eine Phase in Erinnerung behalten, in der sich der Zusammenhalt mit den Liebsten intensiviert hat. Oder, wie es Albert Camus formuliert, dessen Roman *Die Pest* wie Manns *Zauberberg* als weiteres Buch zur Krise neuen Ruhm erlangte: Solche Erfahrungen könnten jene läutern, »die vor der Epidemie ihre Liebe nicht auf Anhieb hatten aufbauen können und sich jahrelang blind um den schwierigen Einklang bemüht hatten, der am Ende feindliche Liebende aneinanderkettet«.

6

RUHESTÖRUNG UNERWÜNSCHT: DIE RENAISSANCE DES BÜRGERLICHEN GEHORSAMS

Ich erinnere mich noch genau an damals. An die ausgestorbenen Straßen, die spannungsvoll aufgeladene Stille, an leer gefegte Autobahnen, auf denen ganze Familien spazieren gingen. Vierzehn Jahre war ich alt, als die Bundesregierung im November und Dezember 1973 ein Fahrverbot erließ. Vier Sonntage lang herrschte strikt verordnete Ruhe. 13 Millionen Autofahrer mussten auf ihren Wagen verzichten, und damit auf den gewohnten Sonntagsausflug. Lediglich Ärzte und Polizisten waren von der Regelung ausgenommen – heute hätte man von Systemrelevanz gesprochen. Es ging darum, Sprit zu sparen. Die OPEC hatte ihre Öl-Exporte empfindlich eingeschränkt, um die westlichen Nationen während des Jom-Kippur-Kriegs zu einer anti-israelischen Haltung zu zwingen. Kaum jemand missachtete damals das Fahrverbot. Es war der erste Shutdown meines Lebens, und es sollte siebenundvierzig Jahre dauern, bis ich einen zweiten erlebte.

*

Längst gehört der Begriff Krise zu unserem Alltagswortschatz. Klimakrise, Finanzkrise, Regierungskrise, Rentenkrise, Vertrauenskrise – die Liste ließe sich beliebig verlängern. Krisen, so scheint es, sind nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel. Entsprechend gelassen reagieren wir mittlerweile auf den medialen Alarmismus, den vertrauten Soundtrack der Dauerkrisen. Diese nehmen wir zwar besorgt zur Kenntnis, spüren sie jedoch zumeist nicht unmittelbar in unserer Lebenswirklichkeit. Wir erheben unsere Stimme, wir diskutieren, wir bilden uns eine Meinung, in die Zonen der Privatheit dringen die Probleme selten vor.

Umso lebhafter ist mir die Ölkrise von 1973 im Gedächtnis geblieben. Plötzlich ragte die weltpolitische Lage in den Alltag hinein, sehr sichtbar, sehr beängstigend. Zum ersten Mal wurde vielen auch bewusst, dass vielleicht nicht immer alles zu haben sein würde und dass der Wohlstand, ja, die Zukunft von Faktoren abhing, die der Einzelne nicht mehr beeinflussen konnte. Wir gewöhnten uns daran, wenig individuellen Handlungsspielraum zu haben. Schon während der Ölkrise wurde klar: Wir mussten der Regierung vertrauen, das Richtige zu tun. Also ließen Millionen Deutsche bereitwillig ihr Auto stehen. Zu Verstößen kam es kaum.

Unter weit drastischeren Vorzeichen wiederholte sich diese Beobachtung im März 2020. Anders als etwa die Finanzkrise, die viele nur als politisches Milliardenengeschacher hinter verschlossenen Türen wahrnahmen – und allenfalls um ihr Erspartes bangten –, erlebten wir die Corona-Krise hautnah. Niemand blieb davon unberührt. Und wieder trauten wir der Regierung zu, das Richtige zu tun. Wem auch sonst?

Dem Kontrollverlust des Einzelnen stand zunächst eine fast

fraglos akzeptierte staatliche Kontrolle gegenüber. Erstaunlich. Immerhin wurde das Grundrecht auf individuelle Freiheit ausgehebelt. Dabei hatten die Friday-for-Future-Kids gerade vorgeführt, wie ziviler Ungehorsam funktioniert. Sie schwänzten die Schule, um zu demonstrieren, besetzten Kohlehalden, legten zentrale Verkehrsknotenpunkte in den Großstädten lahm – und wurden vom Gros der Bevölkerung geduldet bis bejubelt. Diese unbotmäßigen Kids schienen Hoffnungsträger zu sein. Der große Change, das war eine attraktive Option. Wie schön, dass sich nun die jüngere Generation um die Versäumnisse der Älteren kümmerte. Diese wiederum saßen gewissermaßen auf den Logenplätzen, nickten beifällig und attestierten der protestierenden Jugend den Charme des Ungehorsams.

Ironie der Geschichte: Nun war der Change da, aber ganz anders als gedacht. Mit ungewohnter Befehlsstärke war das Anti-Corona-Regiment ausgerufen und quasi über Nacht der Shutdown angeordnet worden. Die Schornsteine der Fabriken rauchten nicht mehr, die Autos blieben stehen, die CO₂-Emissionen sanken rapide. Allein die Geschwindigkeit des politischen Handelns beeindruckte. Gemeinhin folgen politische Entscheidungen der Dramaturgie von Schneckenwanderungen. Realpolitik basiert auf der Meinungsbildung im vorpolitischen Raum, auf Fachberatung, auf zähem Ringen in Gremien und Ausschüssen. Oft vergehen Jahre, bevor ein neues Gesetz in Kraft tritt. Die Mühen der Ebene brauchen Zeit. Nun musste im Rekordtempo ein Achttausender bestiegen werden: die Menschen vor einer Infektion zu schützen, schnell und unbürokratisch.

Eine titanische Aufgabe. Steuerkompetenz war gefragt, obwohl es noch keinerlei Erfahrung mit einer derartigen Her-

ausforderung gab. Gleichzeitig erlebte die staatliche Autorität ein Comeback, und nicht nur durch angedrohte Sanktionen. Eine ganze Nation ließ sich bereitwillig in Schutzhaft nehmen. Man fügte sich. Die Corona-Regeln wurden anfangs nahezu widerspruchslos befolgt, obwohl die Bürgerrechte empfindlich eingeschränkt waren. Am Ostermontag 2020 wurden konkrete Zahlen veröffentlicht: 78 Prozent der Befragten gaben an, sich an die Regeln zu halten, 18 Prozent befolgten sie zumindest teilweise, und nur ein verschwindend geringer Prozentsatz von gerade mal 2 Prozent gaben zu, sich nicht den Regeln unterzuordnen. Bereits Ende März, als das Kontaktverbot erstmals verkündet wurde, lag die Zustimmungsquote bei satten 83 Prozent.

Das war verständlich, feuerten die Medien doch pausenlos Bilder von Leichensäcken im italienischen Bergamo und anderswo ab. Dennoch rieb sich mancher die Augen. Wo war der antiautoritäre Reflex geblieben?

Ruhe sei die erste Bürgerpflicht, verkündete Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg im Jahre 1806 nach der Niederlage von Jena und Auerstädt. Ein Satz, der zum geflügelten Wort der Deutschen wurde. Es scheint, als sei er immer noch in den Köpfen präsent gewesen, so bereitwillig und konsequent befolgten die meisten Bürger anfangs die Beschränkungen. Folgsamkeit kennt kein Vielleicht. Mit dem Gehorsam kann man nicht flirten, man muss ihn heiraten. Und damit kannten wir uns aus.

»Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche« – mit dieser Parole schwor Kaiser Wilhelm II. die Bevölkerung auf den Ersten Weltkrieg ein. Während der sogenannten Mobilmachungskrise im Jahre 1914 forderte er

Geschlossenheit, Opferbereitschaft und unbedingten Gehorsam. Prinzipiell waren das jene Tugenden, die auch Angela Merkel in ihrer historischen Fernsehansprache am 18. März 2020 einklagte. »Als größte Herausforderung nach dem Zweiten Weltkrieg« stufte sie die Corona-Krise ein und ließ alle verstummen, die nach der Legitimität der verordneten Maßnahmen fragten. Die Mehrheit der Deutschen schwieg so geräuschvoll wie lange nicht mehr.

Vereinzelte Gegenstimmen wurden schnell als degoutant, wenn nicht unmoralisch verworfen. Als der Journalist Dirk Kurbjuweit Anfang April den heiklen Begriff »Diktatur« aussprach, war die Aufregung groß. Und doch war er jetzt da, der paternalistische, der bevormundende Staat. Respektive der matriarchale Staat. Bezeichnend dafür war eine Schlagzeile kurz vor Ostern: »Merkel sieht Hoffnungsschimmer, wenn Regeln an Ostern eingehalten werden.« Da sprach Mutti: Kinder, wenn ihr brav seid, dürft ihr bald wieder draußen spielen. Von jeher war Angela Merkels Charismakonzert ebenso simpel wie erfolgreich gewesen, bestand es doch darin, völlig emotionsfrei und mit hartnäckiger Nüchternheit aufzutreten. Ihre emotionale Verslossenheit wie auch ihre stählerne Rhetorik während der ersten Corona-F Fernsehansprache schienen nahezulegen, die Arenen der Debattenkultur müssten geschlossen werden wie Kinos und Theater. Unsicherheit im Befehlen erzeugt Unsicherheit im Gehorchen, wusste schon der preußische Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke. Mehr als Mitverantwortung durch Unterordnung schien für den Bürger nicht drin zu sein. Jeder Protest, ja, schon die vorsichtige Infragestellung der Maßnahmen musste wie Sabotage wirken.

Aber ganz so einfach ließ sich der Shutdown des Diskurses keineswegs anordnen, und auch das Recht auf die eigene Meinung konnte man nicht konfiszieren. Manche Zweifler redeten wenn nicht von einer Diktatur, so doch vom übergriffigen Staat. Auch die Schriftstellerin Juli Zeh, ehrenamtliche Richterin am Verfassungsgericht des Landes Brandenburg, schlug kritische Töne an: Es handele sich um eine »orientierungslose Geringschätzung unserer Verfassung«. Aus verfassungsrechtlichen und ökonomischen Gründen sei es geboten, den Shutdown sofort abubrechen. Andere Gegenstimmen wurden gleich in Bausch und Bogen als Verschwörungstheorie abqualifiziert. Da verhalte auch der während des Lockdowns viel zitierte Satz Benjamin Franklins: Wer die Freiheit aufgibt, um Sicherheit zu gewinnen, verliert am Ende beides.

Politische Entscheidungen sollten transparent sein, so die Spielregeln der Demokratie. Dass dieser Grundsatz in Krisenzeiten relativiert wurde, ist evident. Es schien so, als hätten Virologen das Ruder übernommen. Wie sie die Einschränkungen wissenschaftlich im Einzelnen begründeten und warum sie vorläufige Forschungsergebnisse absolut setzten, muss man vermutlich ihrer Furcht zuschreiben, eventuell dramatische Fehler zu begehen. Manche Virologen entwickelten Prognosen mit Millionen Toten in Deutschland und trieben die Politik mit solchen Horrorszenarien vor sich her. Die Überwindung des Virus durch die Vergesellschaftung der Verantwortung stand nicht zur Debatte. Genauso wenig sah man die vorübergehende Demontage von Bürgerrechten als Problem.

Im Schulterschluss mit der Politik wurden Virologen unsere Bodyguards. Was sie leisteten in einer Situation, in der wis-

senschaftliche Erkenntnisse in rasantem Tempo immer wieder aktualisiert werden mussten, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Ob aber nicht auch eine irrationale Angst eine Rolle bei der Beratung spielte, ist zumindest diskutierbar. Ein wichtiges Argument für den Shutdown war der Blick nach Italien gewesen. Doch ließ sich das italienische Gesundheitssystem überhaupt mit dem deutschen vergleichen? Schon lange ist bekannt, dass man die dortigen Zustände keineswegs mit den deutschen gleichsetzen kann. Seit 1978 wurde in Italien der staatlich finanzierte Leistungskatalog aus Kostengründen immer weiter reduziert. Der Staat beteiligt sich nur noch zu 37 Prozent an den Kosten des Gesundheitssystems, der Löwenanteil wird durch regionale Steuern und Eigenleistungen der Patienten finanziert; wer über genügend finanzielle Mittel verfügt, ist privat versichert, was auf etwa ein Drittel der Italiener zutrifft. Das Gros geht wegen der weitgehend selbst zu bestreitenden Kosten deutlich seltener zum Arzt als deutsche Patienten, und auch Krankenhäuser sucht man erst auf, wenn es fast zu spät ist.

Der Gesundheitszustand der älteren Bevölkerung ist durchweg schlechter als in Deutschland, weil staatliche Leistungen wie Vorsorgeuntersuchungen und die Erstattung von Arzneikosten bei Weitem nicht so großzügig gehandhabt werden wie hierzulande. Während der Corona-Pandemie zeigten sich die Folgen drastischer Sparprogramme und fortschreitender Privatisierungen: Die Kliniken waren schlecht ausgestattet, die Hygienestandards mehr als mangelhaft, es fehlte an geeigneter technischer Ausstattung und an Pflegepersonal.

Die renommierte Forscherin Ilaria Capua, Leiterin des »One Health Center« an der Universität Florida und auf Viren spe-

zialisiert, die vom Tier auf den Menschen überspringen, fand deutliche Worte über das Gesundheitssystem ihres Heimatlands Italien. Der Ausbruch der Corona-Epidemie in der Lombardei, mit ungewöhnlich vielen Todesopfern, sei nicht nur darauf zurückzuführen, dass dort viele Menschen auf engem Raum lebten; vielmehr seien schon lange vorher gravierende Fehlentscheidungen getroffen worden. Das Gesundheitssystem habe einfach »kollabieren« müssen. »In der Lombardei hatte sich die Regionalregierung entschieden, in Hightech-Medizin zu investieren, sich auf solvente Patienten zu spezialisieren«, stellte Ilaria Capua in einem Interview mit der SZ fest. »Das hilft dir wenig, wenn eine Pandemie kommt.« In dramatischer Weise habe es an adäquat ausgestatteten Kliniken gefehlt und an Ärzten, die in der Fläche Patienten betreuten. Die italienischen Zustände, so Capua, hätten drastisch unter Beweis gestellt, wie fragil in vielen Industrieländern die Krankenversorgung heute sei.

Seit Langem wurde das marode italienische Gesundheitssystem auch von Medizinern kritisiert, und es versagte, mit schrecklichen Folgen. Ähnlich verhielt es sich in den USA. Knapp 10 Prozent der Bevölkerung haben gar keinen Versicherungsschutz, und auch privat oder staatlich Versicherten wird zuweilen die Übernahme von Behandlungskosten verweigert, sofern sie Vorerkrankungen hatten. Bis 2014 hatten etwa 40 Millionen Amerikaner keinen Krankenversicherungsschutz, in etwa so hoch schätzte die WHO die Zahl jener, die nur unzureichend versichert waren. Doch auch nach der Einführung der sogenannten Obamacare entschieden sich bei Weitem nicht alle Amerikaner für einen Versicherungsschutz. Mit der Folge, dass viele gesundheitlich unzureichend versorgt

sind und – wie in Italien – erst dann zum Arzt gehen, wenn sie sich bereits in einem lebensbedrohlichen Zustand befinden. Das betrifft vor allem in Armut lebende Menschen.

Wie dramatisch der Zusammenhang von Gesundheit und individueller finanzieller Situation ist, zeigte sich während der Corona-Pandemie, die überproportional viele Todesfälle in der ärmeren afroamerikanischen Bevölkerung forderte. »Infizierte Schwarze sterben sieben Mal so häufig wie jede andere Bevölkerungsgruppe«, so Lori Lightfoot, demokratische afroamerikanische Bürgermeisterin von Chicago. Im Bundesstaat Michigan waren Ende April 40 Prozent der am Coronavirus Verstorbenen Afroamerikaner, obwohl ihr Anteil in der Bevölkerung lediglich bei 14 Prozent liegt. »Das ist keine zufällige Erscheinung«, urteilte die *Zeit*. »Es ist ein strukturelles Problem. Der fehlende Sozialstaat in den USA, die mangelnde Gesundheitsversorgung und das desaströse Krisenmanagement des Präsidenten treffen die Unterprivilegierten und Ärmsten das Landes am härtesten.«

Solche Details sind insofern relevant, als die Schockbilder aus Bergamo und New York ein wichtiger psychologischer Faktor für die Durchführung und Akzeptanz des Shutdowns in Deutschland waren. Man verließ sich darauf, dass die Virologen und Epidemiologen die richtigen Schlüsse zogen – auch aus den erschreckenden Folgen der Pandemie in Italien und den USA – und dass sie die deutsche Politik nach bestem Wissen berieten. Die Aufarbeitung dieser Beratung wird die Historiker vermutlich noch lange beschäftigen.

Die Bürger, die sich im Jetzt der Krise verorten mussten, sahen das neue Teamwork jedoch mehrheitlich positiv. Verwunderlich ist das kaum, denn das Sicherheitsbedürfnis der

Deutschen ist enorm. Nach zwei verlorenen Weltkriegen, die von deutschem Boden ausgingen, ist die Risikobereitschaft äußerst gering. Keine Experimente, rief Konrad Adenauer seinem Volk beim Bundestagswahlkampf von 1957 zu; es nickte begeistert und wählte ihn. Dieses mentale Erbe wirkt nach. In Deutschland ist Sicherheit eines der höchsten Güter. Nicht zuletzt drückt sich diese Mentalität darin aus, dass wir Weltmeister sind, was das Abschließen von Versicherungen betrifft. Für das Jahr 2016 errechnete der Gesamtverband der deutschen Versicherungswirtschaft eine Zahl von 430 Millionen Policen. Statistisch kommen wir damit auf etwa fünf Policen pro Einwohner. Kfz-Versicherung, Haftpflicht, Lebensversicherung, Reiserücktrittsversicherung, Berufsunfähigkeitsversicherung, die Varianten sind so vielfältig wie das Schutzbedürfnis groß.

Versicherungen schützen bekanntlich nicht vor Gefahren, verleihen aber schon qua Begriff ein gutes Gefühl. Und wer Sicherheit priorisiert, weiß die Mehrheit der Bevölkerung auf seiner Seite. So stieg die Popularitätskurve des anfänglichen Maßnahmen-Hardliners Markus Söder steil an. Er gehörte zu jenen Landesvätern, die sich während der Corona-Pandemie für ihre Kanzlerkandidatur warmiefen; Friedrich Merz und Norbert Röttgen hingegen hielten sich auffällig zurück. Auch Angela Merkel konnte sich über steigende Umfragergebnisse freuen. Lange als »lame duck« mit politischem Verfallsdatum abgetan, erlebte sie ein Umfragehoch als Entscheidung der ruhigen Hand. Keine Experimente, im Zweifelsfall für die Sicherheit – auch um den Preis ruinöser Spätfolgen für die Wirtschaft und der möglichen Vernichtung von Millionen Existenzen. Das kam an. Mancher sprach gar vom Stockholm-

Syndrom: Da verlieben sich die Entführten in ihre Entführer; nun liebten die Deutschen jene, die sie einsperrten.

Ein weiterer wichtiger Faktor für die Akzeptanz des Shutdowns war die sprichwörtliche deutsche Regelungswut. Wenn man einem Amerikaner oder Franzosen versucht zu erklären, warum im Flur eines Mietshauses in, sagen wir, Berlin-Prenzlauer Berg eine fünfseitige Hausordnung in Zehn-Punkt-Schrift hängt, kommt man nicht umhin, über deutsche Befindlichkeiten nachzudenken. Man nimmt es sehr genau in unserem Land. Alles muss seine Ordnung haben. Nachbarn protokollieren, wenn man den Verpackungsmüll in die falsche Tonne wirft, und wer jemals versucht hat, sich in der deutschen Schrebergartenwelt zu sozialisieren, wird sehr schnell Bekanntschaft mit vorgeschriebenen Heckenhöhen machen; er wird auch erfahren, dass mindestens die Hälfte der Fläche »kleingärtnerisch genutzt« werden muss und bei Weitem nicht alle Pflanzen erlaubt sind. Wildwuchs? Auf keinen Fall.

Wir tragen keine Ärmelschoner mehr wie die sprichwörtlichen preußischen Beamten, aber das Denken und Verhalten mit Schonbezug ist immer noch präsent: im Zweifel für die Sicherheit, im Zweifel für die Verordnung. Vor diesem Regelungshintergrund musste der Shutdown erlösend wirken. Keine Unsicherheiten mehr, nur das Versprechen auf Sicherheit. Der Ausweg aus der Krise gewann durch ordnende Hände Kontur, und damit wuchs auch die Hoffnung. Wie penibel das im kleinteiligen Alltag gehandhabt wurde, verriet ein viel belächelter Tweet der Münchner Polizei. Nachdem die bayerischen Ordnungshüter eine Mutter auf einer Parkbank verwarnt hatten, die mit ihrem behinderten Kind etwas frische Luft schnappte, beantworteten sie deren erstaunte Nachfrage

auf Twitter: »Nein, ein Buch auf einer Parkbank lesen ist nicht erlaubt.«

Spät, sehr spät erst, dann jedoch umso lautstarker, regte sich Protest. Die psychische Dynamik dieser Krise erinnerte an die Trauerstadien nach dem Verlust eines geliebten Menschen, wie sie die Psychiaterin und Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross auflistete. Phase 1: das Leugnen, Phase 2: der Zorn, Phase 3: das Verhandeln, Phase 4: die Depression, Phase 5: die Akzeptanz. Jetzt lief diese Reihenfolge allerdings rückwärts ab. Es begann mit einer breiten Akzeptanz der Maßnahmen, die lange anhielt. Die Depression, die sich aus dem plötzlichen Alleinsein und den existenziellen Sorgen ergab, schloss sich an. In der Verhandlungsphase richtete man sich in der Extremsituation des Shutdowns als neuer Normalität ein. Dann kam der Zorn und schließlich das Leugnen: Existierte das Virus überhaupt? Waren die Beschränkungen sinnlos gewesen?

Zwei Studien dokumentierten diese Entwicklung: die sogenannte »Mannheimer Studie« der Universität Mannheim sowie das »Covid-19 Snapshot Monitoring«, an dem sich unter anderem das Robert Koch-Institut, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und Universitäten von Erfurt bis Yale beteiligten. Wöchentlich wurden etwa tausend Menschen befragt, mit dem Ergebnis, dass das Wissen wuchs, aber die Zustimmung zur Ausgangsbeschränkung sank: von stolzen 60 Prozent im März auf unter 10 Prozent Mitte Mai.

In der Phase des Leugnens respektive Verharmlosens zeigte sich eine Tendenz, für die sogleich ein einleuchtender Begriff gefunden wurde: das Präventionsparadox. Gerade weil die Maßnahmen Wirkung zeigten, meinten viele, sie seien gar nicht nötig gewesen. Der Wissenschaftsjournalist Ranga Yo-

geschwar brachte diese Schizophrenie auf den Punkt: »Statt sich über den bislang glimpflichen Verlauf zu freuen, wächst die Kritik an den Experten. Ein Irrsinn: Würden wir die Feuerwehr abschaffen, nur weil es im vergangenen Jahr nicht gebrannt hat?«

Doch auch im Nachhinein befürwortet ein Großteil der Bevölkerung den raschen Shutdown im März. Je nach politischer Couleur fühlten sich die einen fürsorglich bevormundet, die anderen verantwortungsvoll beschützt. Was bleibt, ist die Frage, in welchem Umfang die Verantwortung des Staats für das Wohl seiner Bürger in die Tat umgesetzt werden darf. So wie die bereits erwähnte 70-jährige Zuschauerin von Frank Plasbergs »Hart aber fair« fragten sich viele: Warum überlässt mir der Staat es nicht, welches Risiko ich eingehen will?

Auf den ersten Blick ist es eine nachvollziehbare Überlegung. Kein Polizist verhindert, dass Menschen ihr Leben mutwillig in Gefahr bringen. Ungehindert wählen Skifahrer ihre Routen abseits der Pisten und begeben sich in lawinengefährdete Gebiete. Niemand hält adipöse Kinder davon ab, sich in Fastfoodläden mit Zucker- und Fettbomben einzudecken; nicht einmal die lange geforderte Zuckerbesteuerung ließ sich politisch durchsetzen. Kein Gesetzeshüter reißt einem Alkoholiker die Flasche aus der Hand, keine Einsatzkräfte verhindern, dass Surfer bei meterhohem Wellengang auf ihre Bretter springen. Das Grundrecht auf Freiheit beinhaltet eben auch das Recht, sich zugrunde zu richten. Der Staat zahlt ohnehin. Für die Rettung tollkühn verunglückter Skifahrer ebenso wie für die medizinischen Folgekosten bei der Behandlung der vielen durch Übergewicht induzierten Krankheiten, für Therapien in Entzugskliniken, für die Bergung in Seenot geratener Surfer.

Und dann wäre da noch das Lieblingsargument der Zweifler, dass andere Risiken sogar aktiv geduldet würden. Das sehe man nicht zuletzt an den jährlich zu beklagenden Verkehrstoten – im Jahre 2019 waren es 3059 –, die noch keinen Politiker dazu veranlasst hätten, Fahrverbote auszusprechen. Daher, so könne man folgern, sollte es auch der Entscheidungshoheit alter und schwer kranker Menschen obliegen, ob sie ihr Leben noch als lebenswert betrachten, wenn sie isoliert dahindämmern, oder ob sie den Kontakt zu ihren Liebsten mit dem Risiko einer Ansteckung zu bezahlen bereit sind.

Diese Debatten ändern jedoch nichts daran, dass der Gehorsam der Deutschen während des Shutdowns flächendeckend funktionierte, zuweilen über jedes vernünftige Maß hinaus. Übereifrige trugen die Schutzmaske sogar am Steuer ihres Wagens, andere gingen maskiert in leeren Parks spazieren. Wieder andere benutzten ihren Gehstock, um ihre Mitmenschen unsanft auf Abstand zu halten – so geschehen einer Freundin, die im Wald joggend einer verängstigten älteren Dame begegnete. Sollübererfüllung hätte man das in der sozialistischen Planwirtschaft genannt.

Vorausiegender Gehorsam, befeuert durch Ängste, führte schließlich sogar vielfach zum Verzicht auf die medizinische Grundversorgung. Die Regierung hatte von Arztbesuchen abgeraten, sofern sie nicht dringend notwendig seien, doch viele Menschen nahmen selbst bei massiven Gesundheitsbeschwerden davon Abstand. Auch Herzinfarkte und Schlaganfälle blieben oft unbehandelt, weil die Angehörigen eine Corona-Infektion im Krankenhaus befürchteten. »Krankheiten wie Krebs, Multiple Sklerose oder Hirnblutungen können unerkannt bleiben, wenn Betroffene durch die Angst vor dem Co-

ronavirus nicht zum Arzt oder in die Notaufnahmen gehen«, warnte Dietrich Andresen, Chef der Deutschen Herzstiftung. Vergeblich. Bundesweit verzeichneten die Notaufnahmen während des Shutdowns einen Rückgang von 25 Prozent, Patiententermine bei Onkologen und Kardiologen verringerten sich um die Hälfte. Das veranlasste den Vorstandsvorsitzenden der Kassenärztlichen Bundesvereinigung Andreas Gassen zu einem eindringlichen Appell: Die Wahrscheinlichkeit, einem unentdeckten Herzinfarkt zu erliegen, sei höher, als an Covid-19 zu sterben. Deshalb müsse der freiwillige Verzicht auf Notfallmaßnahmen sofort enden.

Besonders problematisch erscheint, dass viele Krebspatienten ihre laufenden Therapien aussetzten. Lieber blieben sie zu Hause, als sich dem Risiko einer Infektion unterbrechen. Schon jetzt sprechen Onkologen von einem zu erwartenden Stadien-Shift, was bedeutet, dass sich unbehandelte Krebserkrankungen verschlimmert haben werden, wenn sich die Patienten wieder in Arztpraxen und Krankenhäuser trauen. Andere werden vermutlich früher sterben wegen ihrer ausgesetzten oder gar nicht erst begonnenen Krebstherapie. Die Zahl der Todesopfer für diese Nebenwirkungen der Ausgangsbeschränkung liegen ebenso wenig vor wie jene, die wegen verschobener Krebsoperationen in Deutschland zu beklagen sein werden. Man hatte die Intensivbetten freihalten wollen und war deshalb dazu übergegangen, bei Operationen zwischen dringend erforderlich einerseits und verschiebbar andererseits zu unterscheiden.

Am 13. März schrieb Gesundheitsminister Jens Spahn einen Brandbrief an die Geschäftsführer der deutschen Kliniken, sie sollten alle Operationen aufschieben, die nicht unbedingt erforderlich seien – schließlich habe man am Beispiel Italiens er-

fahren müssen, dass das Coronavirus ein Gesundheitssystem »an die Grenzen und auch darüber hinaus treiben kann«. Dass Italiens Gesundheitssystem genauso wenig mit Deutschland zu vergleichen ist wie das spanische, französische, britische oder amerikanische, blieb unerwähnt. Und die Kriterien, wann eine Operation von nun an als »elektiv« galt und wann als unaufschiebbar, blieben für Patienten häufig undurchschaubar.

Anfang Juni zitierte der *Spiegel* eine Studie der Universität Birmingham, der zufolge weltweit 28,4 Millionen Operationen abgesagt oder verschoben wurden. Für Deutschland, das Daten für die Studie zur Verfügung gestellt hatte, errechnete man aufgrund der statistischen Auswertung eine Zahl von 908 759 ausgefallenen Operationen.

Nicht zuletzt solche Begleiterscheinungen der Corona-Pandemie machen hellhörig. Fügsamkeit und Gehorsam in allen Ehren, aber wenn Kranke lieber das äußerst reale Todesrisiko wählen als das potenzielle Ansteckungsrisiko, muss etwas falsch gelaufen sein. Vielleicht lag es daran, dass die Bevölkerung weniger aufgeklärt als mit Ängsten und versteckten Drohungen versorgt wurde. Auch Angela Merkel legte in ihrer Krisenkommunikation eine Schippe drauf, als sie im Mai vor einer zweiten Infektionswelle mit den Worten warnte, man dürfe sich »keine Sekunde in Sicherheit wiegen«. Keine Sekunde? Auch wenn Lähmungserscheinungen auf einen Schlaganfall hindeuten könnten und starke Schmerzen in der Brust auf einen Herzinfarkt? Die Botschaft kam jedenfalls an – im Zweifel blieben Menschen mit akuten Beschwerden lieber zu Hause, als einen Arzt oder eine Notaufnahme aufzusuchen.

In einem Interview der *SZ* sprach Juli Zeh von Politikversagen, weil man die Bürger mit Schuldgefühlen unter Druck

setze: »Im Grunde schüchtert man die Bevölkerung ein, in der Hoffnung, sie auf diese Weise zum Einhalten der Notstandsregeln zu bringen.« Doch für dieses Unterwerfungsspiel braucht es zwei oder wie ein befreundeter Psychologe gern sagt: *It takes two to tango*. Autorität auf der einen Seite und staatstreue Disziplin auf der anderen haben eine lange Tradition in unserem Land. Der preußische Staat endete 1871 mit dem Kaiserreich; preußische Tugenden wie Zuverlässigkeit, Treue, Selbstdisziplin und Gehorsam sprechen uns andere Nationen jedoch nach wie vor zu. Auch das Erbe einer protestantisch geprägten Gesellschaft wirkt nach. Luther entwickelte den Gedanken einer strikten Trennung von weltlichem und göttlichem Reich, als Unterscheidung von »Heil und Wohl, von geistlicher und weltlicher Macht«. Letztere sei gottgewollt – was praktisch Obrigkeitstreue und die Ächtung politischen Renegatentums bedeute.

Während der Corona-Krise haben wir gelernt, dass ein Großteil der Deutschen erst einmal gehorcht, wenn man ihnen ein risikofreies Leben verspricht und an ihr Verantwortungsbewusstsein für Schwächere appelliert – keine Experimente, bitte. Der Begriff Kontrolle wurde gleichgesetzt mit Sicherheit, und das passte sowohl zum Ohnmachtsgefühl des individuellen Kontrollverlusts als auch zur grundsätzlichen Regelungsbegeisterung. Erst mit einiger Verzögerung begann das Nachdenken über die problematischen Aspekte des Gehorsams. Wir haben weder sonderlich viel Erfahrung mit Revolutionen noch mit vielstimmig orchestrierter Querdenkerei. Viele Bürger betrachten Politiker als Vorgesetzte, zumal in Krisenzeiten.

Wenn ein kriegsähnlicher Ausnahmezustand ausgerufen wird, steigt die Bereitschaft zum Gehorsam, das ist eine Lehre

aus dem Shutdown. Während der Corona-Krise mag das angemessen gewesen sein, generell sollten wir wachsam bleiben. Nie wieder dürfen wir ein Volk der Befehlsempfänger werden. Der mündige Bürger, der nachdenkt und sich ein eigenes Urteil bildet, ist kein Störfall der Demokratie, er konstituiert sie.